

glauben, was wir zum Lobe des Gedichtes „Pausanias“ aus inniger Ueberzeugung auszusprechen uns veranlaßt fühlen, in folgenden Worten zusammenfassen zu können: die Harmonie der wunderschönen Verse des Gedichtes entspricht der Harmonie des ganzen poetischen Kunstwerkes in allen seinen Theilen. — Man hat die Dichtung ein Epos nennen wollen. Sie ist aber kein Epos, sondern mehr eine poetische Erzählung mit tragischem Ausgang und — wenigstens was den Bau der Verse betrifft — im lyrischen Gewande. Als Epos müßte das Gedicht ganz anders organisirt und in viel größerem Maasstabe mit der sogenannten epischen Ausführllichkeit behandelt sein. Das Publikum im Leipziger Gewandhaus würde sich arg verwundert haben, wenn ihm der Dichter angemuthet hätte, die Geschichte des Pausanias in Form eines z. B. Homerischen oder Ossianischen Epos eine halbe Nacht hindurch mit anzuhören, denn zwei Stunden würden dann auf keinen Fall zu der Vorlesung hingereicht haben. — Eine individuelle Meinung hier auszusprechen, können wir uns nicht entbrechen. Die Mutter des Pausanias, welche gegen ihren Sohn, den Vaterlandsverräther, einen grausamen, mächtig erschütternden Fluch ausstößt, und nachher zur Einmauerung jenes im Tempel den ersten Stein hinschleudert, hat der Verfasser in seiner Dichtung als echte Spartanerin in ihrem großartigen, heroischen Zorn hingestellt. Unseres Erachtens hat er sich aber dadurch einen tragischen Moment entgehen lassen, daß er nicht auch den gewaltigen, herzerreißenden Schmerz, von dem der Mutterbusen zusammengepreßt werden mußte, vor Augen geführt hat, wodurch denn die Darstellung des verhängnißvollen Geschickes dieser Mutter und dieses Sohnes auch eine rührende Färbung erhalten haben würde. Selbst eine Mutter in ähnlicher Lage, wie die der Mutter des Pausanias, oder der Veturia, der Mutter des Coriolan, kann ihrem Sohn fluchen, wenn sie in ihm einen Unwürdigen, einen Verbrecher oder Vaterlandsverräther erkennt, aber sie wird nicht mit dem kalten, starren Angesicht eines Brutus, der auf die Hinrichtung seiner Söhne hinblickt, den Untergang ihres eignen Sohnes thranenlos mit ansehen. — Den Vorwurf, den man der Dichtung Böttgers hat machen wollen, daß der Schluß derselben etwas zu lang ausgedehnt sei, würden wir gerecht finden, wenn der Stoff des Gedichtes als Trauerspiel be-

handelt worden wäre. Da dieß aber nicht der Fall ist, so vermögen wir mit jenem Vorwurf durchaus nicht übereinzustimmen, sondern finden im Gegentheil den tragischen Ausgang der Dichtung in bewundernswürdiger Schönheit zur Anschauung gebracht. Schon vor langer Zeit hat bekanntlich Hoffmann behauptet, zu Ende eines poetischen Werkes müsse der Phantasie des Lesers noch etwas zur Ausdeutung überlassen bleiben. Diese Behauptung halten wir aber höchstens nur bei kurzen lyrischen Gedichten für richtig und anwendbar. Jedes Kunstwerk muß vollendet sein, folglich auch ein poetisches. Ebenso wie bei einer Statue nicht ein Paar Glieder, bei einer Harmonie nicht der Schlußaccord, bei einem Gemälde nicht noch mehrere Pinselstriche fehlen dürfen, also dürfen bei einem poetischem Werk nicht noch viele Federstriche fehlen. Etwas Anderes ist es, wie schon gesagt, bei lyrischen Gedichten. Der Zauber derselben beruht eben oft gerade darin, daß der Dichter die Phantasie des Lesers nur anregt und entflammt, daß er dasjenige, was er ausdrücken will, in ein magisches Dunkel hüllt, welches die Phantasie des Lesers buhlend umkreist und zu durchdringen und zu ergründen strebt. Der Nichtbegabte, der sich durch den Zauber solcher Gedichte ganz hingelassen fühlt, ist sich nicht klar bewußt, worin die große Schönheit solcher Gedichte eigentlich besteht. Ausgezeichnet in dieser Gattung von Gedichten sind Göthe, Uhland, Heine und eben auch unser Adolph Böttger. Z. B. führen wir die reizenden Verse von Heine hier an:

„Ein Fichtenbaum im Norden,  
Steht einsam auf kalter Höh',  
Ihn schläfert, mit weißer Decke  
Umhüllen ihn Eis und Schnee.“

Er träumt von einer Palme,  
Die fern im Morgenland  
Einsam und schweigend trauert  
Auf brennender Felsenwand.“

Unter diese Rubrik von Gedichten gehört nun aber das Gedicht „Pausanias“ von Böttger natürlich nicht, und der schöne, großartige Eindruck, den dasselbe hervorbringt, beruht namentlich auch in dessen kunstreichen, auf dem Höhepunct, nämlich am Schluß des Gedichtes nicht zu schnell abgebrochener Vollendung. Gustav Bernhard.

### Feuilleton.

Ueber das chinesische Heerwesen giebt der französische Schiffskapitan Julien de la Graviere in der „Revue des deux mondes“ folgende interessante

Daten. Auf Grund officieller Dokumente hat man lange geglaubt, China unterhalte 700.000 Mann unter den Waffen. In Wirklichkeit zählt es